

»Frauen«

Paula-Irene Villa

Zu verstehen, dass das, was im Sozialen als Fakt und Tatsache, als unverfügbares So-Sein daherkommt, tatsächlich das umkämpfte, immer vorläufige Ergebnis sozialer Dynamiken ist, das ist die Pointe einer genuin sozialwissenschaftlichen Befremdung an der Selbstverständlichkeit der Wirklichkeit. Das Gewordene im Lichte seiner Kontingenz (Luhmann 1984: 152) zu verstehen, bedeutet auch, es als Ausdruck sozialer Verhältnisse zu begreifen, die Gesellschaften bedingt verfügbar sind. Die forschende Auseinandersetzung damit, dass diese Verhältnisse von Macht und Herrschaft, von Hegemonie und Widerständigkeiten, von Konflikten um Verteilung und Anerkennung und von In- und Exklusionen getränkt sind, und die Annahme, dass dies ein strukturelles Problem darstellt, das macht Sozialwissenschaften kritisch. Die Verfügbarkeit des Sozialen etwa ist systematisch ungleich verteilt. Manche Gruppen haben mehr Deutungs- und Handlungsmacht, andere Gruppen werden nicht einmal gehört oder gesehen. Das lässt sich nur empirisch verstehen. Empirisch sind in dieser Hinsicht selbstverständlich auch Diskurse, Texte, Bilder, ist das Wissen und sind die Vorstellungen und Wahrnehmungen. Von der Seinsgebundenheit des Wissens (Mannheim 1985; Orig. 1929) abzusehen ist eine ganz eigene Ideologie, die die (Sozial-)Wissenschaft bis heute prägt. Die Selbstlüge der Ortlosigkeit kritisch zu rekonstruieren und die faktische Situiertheit allen Wissens reflexiv nutzbar zu machen (Haraway 1988), ist eine der vielen Qualitäten guter Wissenschaft; feministischer, queerer, postkolonialer Perspektiven darin erst recht. Sich dabei auch an den Konflikten und am Leid der Menschen, etwa an Geschlechterzwängen, zu orientieren, das ist sicherlich das, was die Forschungs- und Denk-Arbeiten feministischer Theorie mit antreibt. »Sehen, was vor uns ist, untersuchen, worauf es ankommt« (Hark/Villa 2017: 18).

Die Freilegung der eigentlichen Uneigentlichkeit herrschaftsrelevanter Ontologien, die Prozessualisierung der empirischen Faktizität sozialer Kon-

struktionen und ihrer Konstitutionsbedingungen, die dem Lebendigen und Kommunalen zugewandte und zugleich grundskeptische Befragung der Ontologien des Gegebenen – das sind die Elemente einer kritischen Empirie. So auch einer Geschlechterforschung als »kritischer Ontologie der Gegenwart«, wie Sabine Hark im eigensinnigen Anschluss an Foucault (1990) und Butler (1990) ihre Forschung versteht (Hark 2007). Dies meint zugleich eine ethische Verpflichtung, die die empirische Sozialforschung eng an die Mitgestaltung einer besseren, gerechteren, freieren Welt koppelt. Eine empirisch-kritische Forschung, die dazu beitragen kann, der Welt eine neue Wirklichkeit nicht nur oder gar nicht mal vorrangig zu geben, sondern – zumindest mehr noch – die heterotope(n) Wirklichkeit(en) sicht- und anerkenntlich zu machen, die sich jetzt schon realisieren: die »Gemeinschaftlichkeiten [...] zwischen Verschiedenen, die doch füreinander Gleiche sind« (Hark 2021: 227). Diese Gemeinschaftlichkeiten zu erkennen, sie zu stärken und zu weiten, das ist die Grundneugier einer empirischen Forschung, die das Gewordene des Gegebenen rekonstruiert, die das Mögliche sichtbar macht, die die tatsächliche Pluralität und Dynamik des So-Seins erkennen mag. Und die dazu beiträgt, dass möglichst viele ihre und unser aller Geschichte(n) erzählen können.

Die Verschiedenen in ihrer Differenz als zugehörig zur Gemeinschaft der Menschen zu denken, das ist – meine ich – ein Hauptmotiv der Arbeiten von Sabine Hark. Sie folgen dem Auftrag von Audre Lorde, »learning how to take our differences and make them strengths« (Lorde 1984). Dies zu lernen, das ist das wertvolle Geschenk, das Sabine Hark mir und uns seit Langem immer wieder und weiterhin macht – in der Geschlechterforschung, der Sozialtheorie, den Queer Studies. Im Klein-Klein der Gremien, Netzwerke und Vereinigungen, der Institutionen der Wissenschaft also, an denen sie mit vielen ›disident partizipiert‹ (Hark 2005), dem *thinking big* der Texte und dem *middle range* der öffentlichen Interventionen – der Interviews, Zeitungsartikel, Radiofeatures, Demo-Bühnen und so weiter, in denen sich Ethik, Weltgestalten und Forschung vermitteln.

Über die scheinbar paradoxe, empirisch gegebene uneigentliche Eigentlichkeit beziehungsweise die eigentliche Uneigentlichkeit der Geschlechterdifferenz denkt der nachfolgende Beitrag nach. Er handelt vom *gender trouble* (Butler 1990). Er ist getränkt von lustvollen und manchmal sperrig-schwierigen, immer aber in und durch Differenzen hindurch zugewandt verbundenen Lernmomenten, die sich ergeben, nur ergeben können, im kollegial-freundschaftlichen Gespräch mit Sabine Hark. Der Text knüpft an Harks ›ganz frühe Texte‹ an, die identitätskritisch Kategorien wie ›Lesbe‹ befragt haben, empi-

risch und darin immer auch theoretisch. »Eine Frau ist eine Frau ist eine Frau« (Hark 1987). Er bleibt dem queeren Impetus (hoffentlich) treu, der sich nicht darin erschöpft, bunte Regenbogen zur allgemeinen Gefälligkeit und mit ökonomischem Mehrwert zu produzieren, sondern der sich für »Paradoxien« von Zugehörigkeit und Distanz, von So- und Immer-im-Werden-Sein, von (Un-)Sichtbarkeit und (Nicht-)Anerkennbarkeit, von Recht und Beherrschung interessiert (Hark 2000).

In diesem Sinne also: »Frauen«.¹

Klar kann man heute über Frauen reden. Auch schreiben. Also, über »Frauen«. Dann geht es schon, das Reden und Schreiben über Frauen. »Frauen«. In Anführungszeichen. Warum das? Weil es die Frauen nicht gibt.

Warum also sollte es die Frau oder die Frauen nicht geben? Und warum kann man nicht – ohne Weiteres – von ihnen und ihrem Nicht-Sein schreiben? Diese Anführungszeichen verkomplizieren, sie machen stolpern, das Feuilleton scheint davon seit Jahren sehr genervt. Und, ja, genau darum geht es: Anführungszeichen nötigen zur Distanz, sie heben den Begriff aus dem Fluss der unbedachten, darin besonders wirkmächtigen Routinesprache, um den Begriff zum Thema der Sprache, des Sprechens zu machen. In »Frauen« ist die Aufforderung enthalten, sich über »Frauen« Gedanken zu machen und sich auf die Möglichkeit einzustellen, dass nicht so sehr diese, sondern dieser Begriff zum Thema der Rede wird.

Das nervt und verhunzt die Sprache, sagen manche. Es verkompliziert unnötig, sagen andere. Es lenkt vom Eigentlichen ab, sagen auch welche. Ein Sprachspiel, das der Würde der Sprache nicht angemessen sei und sich letztlich mehr zur Zurschaustellung der eigenen Oberschläue denn dazu eignet, etwas auf den Begriff zu bringen. Womöglich stimmt das – auch. Eventuell und unter Umständen. Je nach Kontext und Effekt. Wer kontrolliert schon die Rede, die allgemeine, die der Anderen, die eigene? Wer weiß schon, was er redet und was sie sagt, wenn doch so viele an der Rede mitreden? Was wir sagen, hängt wesentlich ab davon, wer hört, mit-spricht, was und wer sich historisch eingeschrieben hat in die Rede.

Was ist nun also mit der Uneigentlichkeit der »Frau«? Warum Anführungszeichen? Weil es keine fixierbare Eigentlichkeit gibt, kein so-seiendes

1 Der Text ist ein etwas gekürzter und leicht bearbeiteter Wiederabdruck. Abdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung der Kursbuch-Kulturstiftung. Die Originalfassung des Textes erschien zuerst im Kursbuch »Frauen II« 2017.

Frausein. Weil es sie nicht als außersoziale Ontologie gibt. Frau ist eine soziale Konstruktion. Die »Frau« ist die eine Seite einer Geschlechterdifferenzierung, die aus Biologischem wie Kulturellem besteht. Besser, weil genauer entlang der Forschung gesprochen: »Frau« ist eingelassen in eine biosoziale Differenzierung mit auch physiologischen und bedingt verfügbaren somatischen Dimensionen, die selbst kulturell gedeutet und historisch konstituiert sind. Eine Differenzierung, die beständig praktisch getan wird, dabei institutionell gerahmt und auch Gegenstand andauernder politischer, juristischer und kultureller Auseinandersetzungen ist. Hört sich kompliziert an? Ist es auch. Andererseits ist die Idee ganz einfach: »Frau« ist Teil einer natürlich sozialen und sozial natürlichen Geschlechterdifferenz. Darin involviert sind Biologie, Praxis, Geschichte, Materialität, Kultur, Politik. Mindestens. Die Geschlechterdifferenz ist dabei so authentisch unmittelbar, etwa im Erleben, wie sie eine abstrakte, hinter dem Rücken der Menschen wirkende soziale Struktur ist. Die Geschlechterdifferenz ist ominös, in ihr verbindet sich vermeintlich Konträres: Faktisch im Lichte ihrer historischen Kontingenz, subjektiv im Horizont ihrer verobjektivierten Festigkeit, gestaltbar im Kontext der (Un-)Verfügbarkeit, unter Umständen ihrer strukturellen Omnipräsenz durchaus relativierbar.

Man, frau, »frau« lasse sich von diesen Formulierungen nicht täuschen: Die Differenzierung nach »Mann«(-Sein) und »Frau«(-Sein) ist außerordentlich real. Sie wird erlebt und gefühlt, sie entwickelt einen materiellen Eigensinn, sie ist ein kleiner Unterschied mit großen, trägen, strukturellen Effekten. Oder auch umgekehrt: Träge Strukturen bringen ihn immer wieder hervor, den »kleinen Unterschied«. Die Geschlechterdifferenz als Diskurs und verobjektivierte Gesellschaftsstruktur ordnet Menschen, ihre Praxen und ihre Körperlichkeit in kaum zu überschätzender Weise ein und zu. Dies geschieht mit viel administrativem Aufwand und mit einer relevanten Dosis an diskursivem beziehungsweise rechtlichem Zwang und unter Anwendung zum Teil real-körperlicher Gewalt. Wer als »Frau« positioniert ist, wird statistisch gesehen öfter und eher unter sexualisierter Gewalt leiden (EVAW 2016). Wer als »Frau« positioniert ist, hat in Deutschland eine längere Lebenserwartung als »Männer« (Statistisches Bundesamt 2021). Wer als »Frau« positioniert ist, wird in Deutschland statistisch gemittelt wesentlich weniger Einkommen und Rente beziehen, unter anderem weil »Frauen« deutlich mehr in Teilzeit erwerbstätig und deutlich mehr im un- oder schlecht bezahlten Care-Bereich tätig sind (Dritter Gleichstellungsbericht 2021). Wer als »Frau« positioniert ist, wird weltweit in vielen relevanten Bereichen diskriminiert,

exkludiert, prekariert leben – im Vergleich zu »Männern« (Women Count o.J.). Wer als »Frau« positioniert ist, wird zwar vielfach Opfer von Krieg, aber seltener als Soldatin daran beteiligt sein. Warum also angesichts dieser statistisch sehr gut belegbaren Effekte des »Frau«-Seins die konstruktivistische Dekonstruktion, die in diesen Anführungszeichen mündet? Was bringt das?

Die einfache und statistisch ebenso gut begründbare Antwort: Weil die oben exemplarisch angeführten Effekte nicht für alle »Frauen« gelten – es gibt sehr wohl Soldatinnen und gewalttätige Mörderinnen, es gibt sehr wohlhabende und mächtige »Frauen«, es gibt jung sterbende oder wenig fürsorgende »Frauen«. Auch sind oben angedeutete Korrelationen keine einfachen Kausalitäten im naturalistischen Sinne. Weder sind Frauen an sich gleichermaßen unweigerlich Gewaltbetroffene noch liegt dies in ihrem Frausein zwingend begründet. Es gibt »Frauen«, die, zum Beispiel weil sie lesbisch, behindert, rassifiziert und/oder arm sind, deutlich mehr von Gewalt oder Ausbeutung betroffen sind als andere »Frauen«. Aber: Kollektive und realitätsmächtige Annahmen, »Frau«-Sein sei dies oder jenes, sind durchaus mitverantwortlich für genannte Effekte; insofern das »Frau«-Sein als Schwäche, als Fürsorglichkeit, als Mütterlichkeit, als Geschlechtlichkeit, als Verwundbarsein und nicht als Menschsein verstanden und gelebt wird, realisiert sich dies eben auch in den beschriebenen Weisen. Nicht nur, aber doch wesentlich als Abwertung und Prekarisierung des eigenen Subjekt-Status.

Im Sinne also einer gesellschaftlich hervorgebrachten Differenzkategorie – die Frau/der Mann – gibt es Frauen, »Frauen« schon. Und so kann man auch über sie sprechen. Es gibt sie also, die »Frauen« als echte, reale, distinkte Gruppe. Als Effekt von Gruppierung. Und somit als immer unklare, uneindeutige, nie auf Dauer verbindlich klare Gruppe. Wer dazugehört und wer nicht, ist eine hoch umkämpfte Frage, die die Moderne und insbesondere den Feminismus seit jeher begleitet. Die Geschlechterdifferenz ist das vorläufig verfestigte Symptom andauernder Differenzierung: doing gender, Entdifferenzierungsdynamik inbegriffen. Es gibt auch die subjektiv-objektive Wirklichkeit des »undoing gender« (Butler 2004; Deutsch 2007).

Für diese ominöse Gleichzeitigkeit von uneigentlicher Eigentlichkeit der Geschlechterdifferenz ist die Moderne verantwortlich. In ihr ist beides angelegt, und zwar zugleich: Man kann die Moderne verstehen als Geschichte der ›Entzauberung‹ im Sinne Max Webers (1985; Orig. 1922). Als historische Dynamik von diesseitigen Rationalisierungen also, die die aufklärerische Vernunft zur Leitmaxime von Weltdeutung erhebt. Als Ver(natur-)wissenschaftlichung von Alltagswissen. In Bezug auf die Geschlechterdifferenz bedeutet

dies, wie Legionen von Historiker_innen für das lange 18. Jahrhundert rekonstruiert haben, eine Ontologisierung dieser Differenz durch ihre Naturalisierung, durch die Fixierung der Eigentlichkeit in und am Naturkörper: Immer wieder neu wird seitdem entdeckt, was unveränderlich, ahistorisch und außersozial die »Frau« definiert. Im Übrigen, logischerweise, eigentlich auch den »Mann«. Der allerdings wird historisch weitaus seltener zum Rätsel der Geschlechterontologie. Was kein Zufall ist, denn der »Mann« existiert eben auch nicht als Geschlecht. Er ist der Mensch. Jedenfalls dem Gros der Selbstverständigungstexte der Moderne zufolge, von der ursprünglichen Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte über das »freie, gleiche« Wahlrecht bis zu den familienrechtlichen Definitionen ehelicher Pflichten im Westdeutschland der 1970er Jahre. Wurde also die »Frau« im 19. Jahrhundert auf ihre Eierstöcke oder Gebärmutter festgelegt – »alles, was wir an dem wahren Weibe Weibliches bewundern und verehren, (ist) nur eine Dependenz der Eierstöcke« wusste der liberale, wissenschaftlich hoch angesehene Arzt und Sozialmediziner Rudolf Virchow 1848 (veröffentlicht 1856; vgl. Klöppel 2010: 257) –, so sind es aktuell wahlweise das Gehirn, die Hormone oder auch die gesamte (in sich ja komplexe) »Reproduktionsbiologie«, die vorgeblich die ontologische Eigentlichkeit der Geschlechterdifferenz in sich tragen.

Die Prekarisierung der Eigentlichkeit, also die Entkopplung von diesseitiger Verwissenschaftlichung einerseits und empirischer Beobachtung jenseits naturalisierender Ideologie andererseits ist nun ebenfalls Teil der Moderne. Die reflexive oder Post-Moderne lässt sich als Radikalisierung der diesseitigen Rationalisierung verstehen, als Reflexivierung der modernen Rationalisierungsdynamiken selbst. Als Umschlag von einer Moderne an sich in eine Moderne für sich, und zwar mit ihren eigenen Mitteln (Bauman 2005: 160f.; 428f.). Die Postmoderne wäre dann das sich selbst bewusste Wissen um die eigene Diesseitigkeit im Lichte der Kontingenz (Welsch 2002: 189). Emphatischer formuliert: In der (Post-)Moderne wissen die Menschen, dass sie sich – frei nach Marx (1960; Orig. 1852) – ihre Geschichte »selbst machen« (können). Aber, kritisch gewendet, eben nicht aus freien Stücken. Und schon gar nicht, um es im heutigen Duktus zu sagen, alle gleichermaßen.

An der Wissenschaftsgeschichte lässt sich nachvollziehen, wie vorläufig – und bisweilen auch ideologisch – diese vorgeblich objektive Eigentlichkeit der Geschlechterdifferenz ist. Weder Gebärmutter noch Gene, weder Neuronen noch Hormone sind nachhaltig und hinreichend geeignet, die Menschheit im Sinne von »Frau« und »Mann« klar zu unterscheiden. So sind zum Beispiel »männliche« und »weibliche« Hormonniveaus Ergebnis statistischer Berech-

nungen von Mittelwerten. Diese sind zudem im Tages- und Monatsverlauf dynamisch, sie hängen ab von einer Fülle an Faktoren. Hormonwerte, auch jene die als »sexuell« oder »geschlechtlich« markiert sind, hängen unter anderem und nicht unwesentlich von Lebensführung, Erfahrungen, Praxis ab (van Anders/Steiger/Goldey 2015). »Echte« Männer und Frauen bilden sich in ihnen daher nicht wirklich ab. Ganz ähnlich sieht es mit der Klarheit einer messbaren Geschlechtergrenze aus, wenn man die Ergebnisse der Neurologie wirklich ernst nimmt. Dies als naive oder wiederum ideologische Leugnung naturwissenschaftlicher Tatsachen zu leugnen ist ein – derzeit weit verbreitetes – Missverständnis. Dass es morphologische und für die sexuelle Fortpflanzung des Säugetiers Mensch wesentliche Differenzen gibt, ist unbestritten: Befruchtung und Meiose, dann Schwangerschaft und Stillen, dies sind biologische Tatsachen, die niemand leugnen kann. Und doch begründen diese wesentlichen Differenzen nicht die gesellschaftlichen Konsequenzen, die die Geschlechterdifferenz andeutet (Villa 2019).

Was aber folgt aus diesen Differenzen? Was bedeuten sie für das »Frau«-Sein? Das ist die Frage, die sich an der Geschlechterdifferenz in der Moderne entzündet. Immer wieder neu. Und immer wieder als De-Ontologisierung, als Prekarisierung eben dieser Eigentlichkeit. Denn diese zwar vorläufige, aber doch empirisch belastbare Differenz wird empirisch auch immer wieder prekär. Es ist zwar klar, dass Hormone und Gene durchaus eine Rolle spielen, etwa bei der statistisch ungleichen Lebenserwartung von Männern und Frauen oder bei den Rekorden im Spitzensport. Wie genau und zu welchem exakten Grad, das ist allerdings nicht so klar. Denn Lebenserwartungen haben bekanntlich auch viel mit Lebensumständen zu tun: mit Krieg und Frieden, mit Berufs- und Geburtsrisiken, mit Hunger und Adipositas, mit Gewalttaten und -opfern, mit gefühliger Affizierbarkeit und harter Unberührbarkeit, mit Armut oder Luxus, mit Hautfarbe, Pass, Region, Religion, vielleicht auch mit Musik- oder Sportvorlieben. Das heißt, im weitesten Sinne soziale Bedingungen und Praxen machen einen wesentlichen Teil der Faktoren aus, die Lebenserwartung, Sportrekorde und vieles mehr bestimmen, das dann entlang der Geschlechterdifferenz sortiert wird. Wohlgedenkt: *wird*. Nicht zwingend *ist*, in einem naiven An-und-für-sich-so-seiend-Sinne.

Noch viel unklarer ist, welche Rolle etwa Befruchtung, Gebärmutter, Meiose, Gene oder neuronale Netze spielen etwa bei der (ja, doch) Tatsache, dass in Deutschland circa 29 % der Professor_innen weiblich sind (bei einer Grundgesamtheit von mindestens 50 % Absolventinnen). Was ja angesichts der Gleichheits- und Freiheitsversprechen der Moderne entweder skandalös

oder anhaltend mysteriös ist. Außer, man nimmt an, dies habe mit sozialen Bedingungen und Praxen zu tun, die den Frauen und den Männern etwas unterstellen, zumuten oder großzügig zutrauen, was die Gene oder Hormone allein nicht liefern. Sonst hätten die 29 % gravierende genetische oder hormonelle Störungen. Dass man dies durchaus so sehen kann, ist noch gar nicht so lange her, finden wir doch diese Töne in einem noch heute lesenswerten Gutachten über das Frauenstudium, verfasst von über 100 honorigen Gelehrten und (Natur-)Wissenschaftlern um 1897, herausgegeben von Arthur Kirchhoff.

Die darin formulierten Untergangspanthasien (das Abendland, die Wissenschaft, die Familie, die Gesellschaft, die nachwachsenden Generationen, das deutsche Volk, alle gehen unter, wenn Frauen sich der Wissenschaft widmen und von ihrem natürlich gegebenen Beruf als Mutter und Hausfrau [Max Planck] absehen) sowie die dabei lustvoll mobilisierten Veruneindeutigungsphobien feiern nach wie vor in manchen Kreisen – links wie (deutlich mehr) rechts im Übrigen – fröhliche Urstände. Das Muster der Vereigentlichung ist dabei zwar immer gleich, es scheitert aber auch immer wieder: Die naturwissenschaftlich immer wieder vorläufig verobjektivierte Differenz »Frau«/»Mann« bricht sich an der historisch rekonstruierbaren Unmöglichkeit, sie nachhaltig dingfest zu machen (gerade weil behauptet wird, sie zu finden und nicht zu machen). Und doch wird entlang dieser Differenz als Eigentlichkeit sortiert. Entgegen einiger empirischer Evidenz zwar, dafür aber umso vehementer und struktureller. Warum, das ist eine womöglich andere Frage und sie hat alles mit sozialer Ordnung zu tun. Aber feststellbar ist, dass Gebär- und Zeugungsfähigkeit, Gene oder Hormone die unverfügbare Basis für das komplexe, amorphe, vieldeutige Geklumpe »Frau« nicht hergeben, das uns im Alltag nicht nur so geläufig, sondern so überaus wirkmächtig ist. Hier also setzen sich schon Anführungszeichen fest.

Sie werden dadurch verstärkt, dass empirisch übrigens ebenso trivial wie folgenreich gilt, dass Menschen nie nur »Frau« oder »Mann« sind. Egal, was man sich dazu anschaut oder in Anschlag bringt: Gene, Hormone, Praxen, Berufswahl, Mutterschaft, Lebenserwartung, Spitzensport, *whatever*: Immer, unausweichlich und – im Sinne der redlichen empirischen Beobachtung – unhintergebar sind Menschen auch in komplexen, intersektionalen Verhältnissen positioniert, in denen ihrerseits verschiedene Differenzen miteinander verschränkt sind: Klasse, Alter, Sexualität, Region, Bildung und so weiter (Kühn/Engelke 2010). Diese Differenzen sind jeweils von unterschiedlicher Textur, aber das ist hier nicht entscheidend. Wesentlich ist indes, dass das

»Frau-Sein« (wie das »Mann-Sein«) ganz und gar nicht unberührt bleibt von diesen weiteren Positionierungen und Faktoren. Wie auch umgekehrt gilt, dass die anderen Faktoren, Differenzen, Verhältnisse nicht unabhängig von den biologischen Dimensionen und den sich darauf in naturalisierender Weise beziehenden Deutungen sind. Und so wird, derzeit wieder intensiv, die Gebärfähigkeit oder auch die Anisogamie als Eigentlichkeit der Geschlechterdifferenz ins Feld geführt. #sexnotgender.²

Sexueller Dimorphismus zum Zwecke der Reproduktion ist aller empirischen Evidenz nach das Eine (man könnte dies den sex nennen), das »Frau«-Sein (also gender) das Andere. Zwischen beiden Formen gibt es mehr oder weniger enge Beziehungen und wechselseitige Konstitutionsformen. Aber keine Eins-zu-eins-aufeinander-Abbildbarkeit (Villa 2019).

Die Prekarisierung der Eigentlichkeit beginnt nicht erst mit dem Diktum von Simone de Beauvoir (1961: 433; franz. Orig. 1949): »Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es«. Schon Sojourner Truth, eine befreite Sklavin, abolitionistische Aktivistin und Predigerin in den USA, formulierte 1851 die Frage, die die »Frauen« seitdem nicht mehr los werden: »Ain't I a woman?« Sie stellte einer Versammlung von Frauenrechtlerinnen in den USA diese Frage und brachte dabei ihre Erfahrungen als schwarze Sklavin, die ausgepeitscht worden war, körperlich geschuftet und Kinder geboren hatte, in Anschlag. Ein »Frau«-Sein, das sich drastisch von den Erfahrungen und Annahmen der Weiblichkeit unterschied, welche die weißen, bürgerlichen Frauen im Saal für das Allgemeine hielten. »Ain't I a woman?«, fragten sinngemäß die lesbischen Frauen in der zweiten Frauenbewegung. Und die schwarzen, feministischen Aktivistinnen wie zum Beispiel bell hooks. Hedwig Dohm sagte es 1900 so: »Was ist denn das – ›ein wahres Weib‹ [sic!]? Muss ich, um ein wahres Weib zu sein, bügeln, nähen, kochen und kleine Kinder waschen?« In Anführungszeichen. 1900. Tatsächlich. Denn die empirischen Wirklichkeiten und Erfahrungen zeigen, dass ›gender trouble‹ immer schon ist. Die empirische Wirklichkeit fügt sich nicht ganz den Begriffen, die diese konstituieren und die die Forschung bisweilen für die ganze Wahrheit hält.

Auch wenn de Beauvoir nicht die Erste war, die das *Gewordensein* des Geschlechts gegen die Annahme eines »unveränderlichen Wesens« (a.a.O.: 432) argumentativ in Stellung brachte, so hat sie dies doch als Erste entlang historischer Empirie theoretisiert. Sie hat damit die selbstherrliche Moderne nach-

2 Ein hashtag seit 2021, das insbesondere ›gender critical‹ anti-Trans^f-Aktivist:innen verwenden.

haltig erschüttert. Denn de Beauvoir hat, womöglich stärker durch die Rezeption ihrer Werke als in ihren Texten selbst, den hegemonialen Diskurs der Natürlichkeit und damit die Ontologie der Geschlechterdifferenz herausgefordert. Es reicht eben nicht, so de Beauvoir, einfach als Frau geboren zu sein, um eine »Frau« zu sein. Vielmehr müssen Menschen zu Frauen *werden*, um »Frauen« zu sein. Dies geschieht in herrschaftsförmigen Prozessen der Veränderung, bei denen »Frauen« zu einem Geschlecht werden beziehungsweise sich selber machen und »Männer« die volle Freiheit der universalen Transzendenz realisieren. Dass auch »Frauen« dies könnten, ja sollten, das stand für de Beauvoir außer Frage. Nicht zuletzt verkörperte sie selber genau diese genuin menschlich-universale Idee – jedenfalls der existenzialistischen Philosophie nach. Doch sie erlebte dabei auch, was sie in ihrem Buch beschrieb, und was vor allem die Frauen-, dann Geschlechterforschung in unendlich vielen Studien rekonstruiert hat: Wer sich den normativen Imperativen der Weiblichkeit, des »Frau«-Seins nicht fügt, gerät in den Verdacht, keine, also keine wirkliche Frau zu sein: Bücher statt Kinder? Öffentliche Politik statt privat-familiärer Sonntagsbraten? Unabhängigkeit statt Ehe? Mit der stimmt doch was nicht. Übrigens: Wer meint, das sei doch so gestrig und vorbei, der oder auch die recherchiere bei Twitter oder in reddit-Foren, wie »Frauen« angegangen werden, die sich öffentlich äußern, die sich gar in Männerdomänen wie Computer-Games oder Fußball wagen, oder die schlicht auf das Recht am eigenen Körper bestehen. Sexualisierte Gewalt findet sich da, als zugleich hilflose und reale Drohung, sie – die »Frau« – wieder zu sich zu bringen.³

Denn: Das ist die »Frau« eben auch. Ein Ordnungsmuster von enormer Wirkmächtigkeit. Die kaum zu überschätzende Pointe der de Beauvoir'schen Formulierung besteht in der Anerkennung, dass das Werden auf ein Sein hin orientiert ist, das sich offensichtlich nicht von selbst realisiert. Sonst wäre es kein So-Sein.

3 Besonders aufschlussreich sind die aktuellen (Anfang 2022) Auseinandersetzungen rund um die Trans*-Gender-Thematik. In diesen wird, erneut, das in der Moderne auf Dauer gestellte Drama um die Liminalität und Uneindeutigkeit von Natur/Kultur verhandelt. Verhandelt wird dabei eben auch die (Un-)Verfügbarkeit der eigenen Seinsweise, die selbstverständlich auch das ›Biologische‹ einschließt – allerdings womöglich nicht als individueller Voluntarismus. Die aktuelle Intensität dieser Debatten und Polemiken ist verständlich vor dem Hintergrund der sozialen und politischen Ordnungsmacht, die der vorgeblich klaren Unterscheidung von Natur versus Kultur zukommt. Hierzu auch Hark/Meißner 2018.

Und da es mit dem So-Sein nicht so einfach ist, und da dies beim Geschlecht wie bei vielen anderen Personen- und Gruppenkategorien in der Moderne seit Jahrzehnten, ja seit Jahrhunderten zum Politikum geworden ist, gibt es heute die Anführungszeichen. Als Ausdruck einer Fähigkeit, das eigentlich Uneigentliche oder das uneigentlich Eigentliche sagbar zu machen. Als Ausdruck einer gesellschaftlich gewordenen Reflexivität. Zu der die empirische Forschung, als kritische Ontologie der Gegenwart (Hark 2007), ihren Beitrag leisten kann.

Literatur

- Anders, Sari M. van/Steiger, Jeffrey/Goldey, Katherine L. (2015): »Gender modulates testosterone«, in: *Proceedings of the National Academy of Sciences* 112 (45), S. 13805-13810.
- Bauman, Zygmunt (2005): *Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit*, Hamburg.
- Beauvoir, Simone de (1961): *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau*, München/Zürich.
- Bolz, Norbert (2006): *Die Helden der Familie*, Paderborn.
- Braun, Christina von (1998): *Warum Gender-Studies? Reihe Öffentliche Vorlesungen. Heft 92*. Berlin: Humboldt-Universität Berlin. <http://edoc.hu-berlin.de/humboldt-vl/braun-christina-von/PDF/Braun.pdf>
- Bundesregierung: *Dritter Gleichstellungsbericht, Juni 2021*, <https://www.dritter-gleichstellungsbericht.de>
- Butler, Judith (1990): *Gender Trouble. Feminism and the Subversion of Identity*, New York u.a.
- Butler, Judith (2004): *Undoing Gender*, New York/London.
- Deutsch, Francine N. (2007): »Undoing Gender«, in: *Gender & Society* 21/1, S. 106-127.
- Dohm, Hedwig (2006; Orig. 1900): »Sind Berufstätigkeit und Mutterpflichten unvereinbar?«, in: Nikola Müller/Isabel Rohner (Hg.), *Ausgewählte Texte*, Berlin, S. 206-201.
- EVAW – Ending Violence Against Women. UN Women Global Database on Violence against Women, <https://evaw-global-database.unwomen.org/en>
- Foucault, Michel (1990): »Was ist Aufklärung?«, in: Eva Erdmann/Rainer Forst/Axel Honneth (Hg.), *Ethos der Moderne: Foucaults Kritik der Aufklärung*, Frankfurt a.M., S. 33-54.

- Haraway, Donna (1988): »Situated Knowledges: The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspectives«, in: *Feminist Studies* 14, S. 575-599.
- Hark, Sabine (1987): »Eine Frau ist eine Frau, ist eine Frau ... Lesbische Fragen und Perspektiven für eine feministische Gesellschaftsanalyse und -theorie«, in: *beiträge zur feministischen Theorie und Praxis*, 10. Jg./H. 20, S. 85-94.
- Hark, Sabine (2000): »Durchquerung des Rechts. Paradoxien einer Politik der Rechte«, in: *quaestio* (Hg.), *Queering Demokratie. Sexuelle Politiken*, Berlin, S. 28-44.
- Hark, Sabine (2005): *Dissidente Partizipation. Eine Diskursgeschichte des Feminismus*, Frankfurt a.M.
- Hark, Sabine (2007): »Transformationen von Wissen, Mensch und Geschlecht. Geschlechterforschung als kritische Ontologie der Gegenwart«, in: Irene Dölling/Dorothea Dornhof/Karin Esders/Corinna Genschel/dies. (Hg.), *Transformationen von Wissen, Mensch und Geschlecht. Transdisziplinäre Interventionen*, Königstein/Taunus, S. 9-24.
- Hark, Sabine (2021): *Gemeinschaft der Ungewählten. Umriss eines politischen Ethos der Kohabitation*, Berlin.
- Hark, Sabine/Meißner, Hannah (2018): *Geschlechterverhältnisse und die (Un-)Möglichkeit geschlechtlicher Vielfalt. Bundeszentrale für Politische Bildung*, <https://www.bpb.de/themen/gender-diversitaet/geschlechtliche-vielfalt-trans/245179/geschlechterverhaeltnisse-und-die-un-moeglichkeit-geschlechtlicher-vielfalt/>
- Hark, Sabine/Villa, Paula-Irene (Hg.) (2015): *Anti-Genderismus. Sexualität und Geschlecht als Schauplätze aktueller politischer Auseinandersetzungen*, Bielefeld.
- Hark, Sabine/Villa, Paula-Irene (2017): *Unterscheiden und Herrschen. Ein Essay zu den ambivalenten Verflechtungen von Rassismus, Sexismus und Feminismus in der Gegenwart*, Bielefeld.
- Klöppel, Ulrike (2010): *XXoXY ungelöst. Hermaphroditismus, Sex und Gender in der deutschen Medizin. Eine historische Studie zur Intersexualität*, Bielefeld.
- Kühn, Saskia/Engelke, Judith (2010): *Theorien der Intersektionalität. Werkstattbericht zu einem Workshop an der TU Berlin veranstaltet von Sabine Hark, Hannah Meißner, Ina Kerner. H-Soz-u-Kult vom 20.07.2010*, <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=3202&view=pdf>

- Lorde, Audre (1984): »The Master's Tools Will Never Dismantle the Master's House«, in: dies., *Sister Outsider: Essays and Speeches*, Berkeley, S. 110-114.
- Luhmann, Niklas (1984): *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*, Frankfurt a.M.
- Mannheim, Karl (1985; Orig. 1929): *Ideologie und Utopie*, Frankfurt a.M.
- Marx, Karl (1960; Orig. 1852): *Der achtzehnte Brumaire des Napoleon Bonaparte*, in: MEW Bd. 8, Berlin.
- Statistisches Bundesamt (2021): *Entwicklung der Lebenserwartung bei Geburt in Deutschland nach Geschlecht*, <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/273406/umfrage/entwicklung-der-lebenserwartung-bei-geburt-in-deutschland-nach-geschlecht/>
- Villa, Paula-Irene (2019): »Geschlecht: Die Magie der Anisogamie. Ein Kommentar zu Ponseti und Stirn (2019)«, in: *Zeitschrift f. Sexualforschung* 32/3, S. 157-162.
- Villa, Paula-Irene (2017): »»Frauen«. Warum es sie gar nicht gibt und man trotzdem über sie redet«, in: *Kursbuch 192/2017 (Frauen II)*, S. 97-109.
- Weber, Max (1985; Orig. 1922): »Wissenschaft als Beruf«, in: Johannes Winckelmann (Hg.), *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*, Tübingen.
- Welsch, Wolfgang (2002): *Unsere postmoderne Moderne*, Berlin.
- Women Count o.J.; UN Women's Data Base, <https://data.unwomen.org/resources/counted-and-visible-toolkit>

